

Children in Crisis III: Family Reunification after the Holocaust, War and Genocide Internationaler Workshop an der Fachhochschule Potsdam am 21. Januar 2019

Organisationsteam:

Dr. Verena Buser, Fachhochschule Potsdam & Dr. Boaz Cohen, Leiter des Holocaust Studies Program, Western Galilee College, Akko/Israel

1. Überblick

Das Organisationsteam wandte sich im Herbst 2018 an die Martha Muchow Stiftung in Frankfurt am Main mit der Bitte um Unterstützung für den internationalen Workshop „Children in Crisis III: Family Reunification after the Holocaust, War and Genocide“.

Der Workshop an der FH Potsdam war der dritte in einer Reihe internationaler Veranstaltungen und folgte einer Auftaktveranstaltung am Institute for Advanced Studies/University College London (Oktober 2017) und am Pestalozzi-Fröbel-Haus Berlin (Mai 2018). Erneut war es die Idee, dass Ansätze und Methoden, die in der unmittelbaren Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit Blick auf die Erstaufnahme, Rehabilitation und Integration von Kindern und Jugendlichen entwickelt wurden, auch in der heutigen Zeit für Kinder, die Opfer von Krieg und Völkermord wurden oder flüchten mussten, genutzt werden können. Das historische Wissen ist ein bislang für die Praxis heute ein noch nicht gehobener Schatz.

Der Workshop „Children in Crisis III: Family Reunification after the Holocaust, War and Genocide“ konnte zeigen, dass Fragestellungen im Kontext der Rehabilitation und Versorgung der Kinder von heute und damals auf einer psychosozialen Ebene universell und zeitlos sind. Während und nach Flucht und Krieg gilt die erste Sorge der Kinder und Jugendlichen ihren Angehörigen. „Wo ist meine Familie? Wie geht es meiner Familie und meinen Freunden?“, „Wie kann ich wieder mit meinen Angehörigen zusammenleben?“, dies sind die Gedanken, die den Alltag der Minderjährigen, aber auch der Erwachsenen, bestimmen. Familie und Freunde sind in vielen Fällen eine Verbindung zu einer verlorenen Welt. Die physische Anwesenheit von Bezugspersonen trägt entscheidend dazu bei, sich in der neuen Heimat nicht alleine zu fühlen und sich besser in die Aufnahmegesellschaften zu integrieren.

Heutige Fürsorger in Erstaufnahmeeinrichtungen oder Notunterkünften bauen familienähnliche Strukturen auf und haben in vielen Fällen den Charakter einer Ersatzfamilie für die Kinder und Jugendlichen, die verzweifelt auf die Zusammenführung mit ihren

Herkunftsfamilien warten oder die ihre Angehörigen im Krieg oder während der Flucht verloren haben.

Das Organisationsteam brachte nun in Potsdam zum dritten Mal Historiker mit einer Expertise auf der Nachkriegszeit mit Praktikern heute zusammen, d. h. Sozialarbeitern und Mitarbeitern von Institutionen, die mit Kindern und Jugendlichen mit Flucht- und/oder Kriegstraumata arbeiten. Beide Seiten – die der Historiker und der Praktiker – können von diesem Austausch etwas mitnehmen. Als Referentinnen und Referenten konnten Historiker und Praktiker aus Deutschland, Israel und Polen gewonnen werden. Zu den Organisationen und NGOs, die mit geflüchteten Minderjährigen tätig sind, zählten der Bundesverband unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, das BBZ - Beratungs- und Betreuungszentrum für junge Flüchtlinge und Migrant * innen Berlin oder Sozialarbeiter im Brandenburger Raum.

Ergebnisse

Viel wurde aus den Diskussionen und Präsentationen im Workshop mitgenommen. Bereits nach dem 2. Weltkrieg untersuchte der jüdische Überlebende Hans Keilson die unmittelbare Phase nach traumatisierenden Ereignissen und wies darauf hin, dass es von entscheidender Bedeutung sei, ob traumatisierte Kinder und Jugendliche, aber auch Erwachsene, mit den Auswirkungen des Krieges und von Flucht und Völkermord auf sich gestellt bleiben oder in ein unterstützendes Netzwerk eingebunden sind, d. h. Solidarität und Hilfe erleben. Das Ankommen in gesicherten Strukturen ist eine Übergangsphase, in der die Weichen für eine erfolgreiche Rehabilitation und somit langfristige Integration von Kriegsopfern gelingen kann. Zudem können im Hinblick auf Kinder und Jugendliche universelle Reaktionen festgestellt werden, die als Reaktion auf traumatische Erlebnisse gelten können. Bereits 1946 wurde in einem Report der Hilfsorganisation *American Jewish Committee* festgehalten, dass viele Kindern „schwer zu handhaben“ sind, sie waren misstrauisch und betrachteten andere (vor allem Erwachsene) als Feinde; Erwachsene galten nicht mehr als Autoritäten, da die Kinder (wiederholt) die Erfahrung gemacht haben, dass Erwachsene nicht zuverlässig und stabil agieren, aber auch Aggressoren sein können. Viele Kinder neigten nach ihrer Ankunft in gesicherten (etwa in den damaligen Erstaufnahmeunterkünften und Transitlagern) und unabhängig von ihrer ethnischen oder kulturellen Herkunft zu Wutausbrüchen und gewalttätigem Verhalten, um sich - so die Fürsorger und Fürsorgerinnen - „durch Gewaltausbrüche vor Angst zu schützen“. Dies war, so widersprüchlich dies auch klingen mag, vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen ein normales Verhalten. Andere hatten „häufig das zwingende Bedürfnis, Wut zu provozieren und dumme Risiken einzugehen, um

herauszufinden, dass sie trotz allem überleben werden“. Die damaligen Fürsorger attestierten vielen minderjährigen Opfern enorme Schwierigkeiten bei der Regulierung der Menge und der Nahrungsmittel („intensive Gier“); eng damit verbunden war häufig, Nahrungsmittel zu stehlen, dieses Verhalten hatte ihnen über einen gewissen Zeitraum als Mittel zum Überleben gedient. Doch aus der Perspektive der Erwachsenen wurde dies oftmals zu rasch als „Delinquenz“ bezeichnet. Andere Minderjährige zeigen als Folge von Vergewaltigung oder Missbrauch und infolge ihrer Schuldgefühle ein auffälliges Sexualverhalten.

Vorträge

Die Eröffnungsrede hielt **Frau Shir Gideon**, Pressesprecherin der israelischen Botschaft in Berlin, die auf ihre Familiengeschichte rekurrierte. Nahe Angehörige konnten dem Völkermord entrinnen und in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina entkommen.

Prof. Stefan Thomas (Fachhochschule Potsdam) stellte die Ergebnisse mehrerer Studien zu unbegleiteten minderjährigen Ausländern (UMA) vor, die er und sein Forschungsteam in den Jahren 2016 bis 2018 im Land Brandenburg durchgeführt haben. Er betonte, dass Traumata aufgrund von Krieg und Flucht für junge Flüchtlinge zwar durchaus relevant sind, sozialer Stress ist aber insbesondere durch ihre gegenwärtige Lebenssituation bestimmt: es besteht ein großer Druck, die Anerkennung als Flüchtling im Rahmen der Genfer Konvention zu erhalten, ihr Leben findet nun in einer stationären Einrichtung statt, sie müssen sich um Schule und Ausbildung kümmern, dies alles vor dem Hintergrund der ungewissen Situation ihrer Familien in den Herkunftsländern.

Oft haben sie Schwierigkeiten, deutsche Freunde zu finden, da das bestehende System der "Willkommensklassen" – dem Charakter nach Sonderschulen für geflüchtete Minderjährige – die nicht intendierte Tendenz aufweist, geflüchtete Kinder und Jugendliche von der deutschen Gesellschaft zu separieren. Die Jugendlichen selbst beklagten sich oft über den geringen Kontakt zu deutschen Jugendlichen aufgrund dieses Systems. Parallel dazu sind ihre Unterkünfte Dreh- und Angelpunkt ihres Lebensalltags, Mitbewohner und Freunde geben ihnen eine emotionale Unterstützung, und die Sozialarbeiter sind die wichtigsten Erwachsenen im Leben der Kinder und Jugendlichen. Die meisten von ihnen streben eine Zukunft in Deutschland an und äußern den Wunsch nach einem "normalen" Leben: Schulbesuch, Spracherwerb, Abschluss einer Lehre/Studium, eigenes Geld verdienen und Familiengründung werden als Ziele angegeben. In Bezug auf die Herkunftsfamilie prägen oft Sorgen um das Wohlergehen ihrer Familien in den Heimatländern ihren Alltag. Junge Geflüchtete sind zumeist über soziale Medien eng mit der Familie verbunden, über Whatsapp

und Facebook, und haben den starken Wunsch, ihre Familien nach Deutschland zu bringen. Aufgrund der derzeit eingeschränkten gesetzlichen Regelung für die Familienzusammenführung in Deutschland besteht jedoch nur eine geringe Chance, mit den Angehörigen vereint zu werden.

Dr. Tehila Darmon Malka (Ben Gurion University of the Negev, Israel) betonte in ihrer Präsentation, dass die Suche nach Angehörigen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die erste Unternehmung der jüdischen (und nicht-jüdischen) Überlebenden war. Auch Geflüchtete und Überlebende heute finden sich in dieser Situation wieder. Die Gründe dafür sind verständlich - Angehörige sind quasi Halt gebende „Inseln im Chaos“ und können als „Ankerpunkte“ für weitere rehabilitative Maßnahmen dienen. Eine Verbindung zur Familie kann das Gefühl der Isolation und der Einsamkeit der Überlebenden verringern. Dies ist ein wichtiger und notwendiger Schritt in der Rehabilitation Geflüchteter und Überlebender und wird auch von den Vereinten Nationen und dem Internationalen Roten Kreuz als notwendige Maßnahme anerkannt. Mit Fokus auf überlebende Kinder demonstrieren Quellen aus der Zeit nach Kriegsende die wichtige Funktion, die Erwachsene (etwa Betreuer), die das Kind im Suchprozess nach Angehörigen begleiteten, spielen. Da diese Erwachsenen als Vermittler zwischen dem Kind und den Suchbehörden fungierten, hatten sie zwei Funktionen: Sie versuchten, möglichst viele Informationen auf sensible Weise von den Kindern zu erhalten und fungierten als Anlaufstelle für die Suchbehörden, wenn relevante Informationen gefunden wurden.

Frau Teresa Wigand (Caritas Jugendmigrationsdienst Fürstenwalde) betonte mit Blick auf die heutige Zeit, dass die Angst vor einer Rückkehr in die Herkunftsländer den Alltag junger Erwachsener, die als Geflüchtete nach Deutschland gekommen sind, dominiert. Sie führte die folgenden Faktoren aus, wie unbegleitete Minderjährige heute gesellschaftliche Teilhabe erlangen können:

- Erwachsenen müssen stabile und zuverlässige Ansprechpartner sein. Zu ihnen zählen beispielsweise Pädagogen und Sozialarbeiter in den Institutionen der Jugendhilfe, wie die Jugendmigrationsdienste, Vormund oder Freiwillige, die sich mit dem Leben der jungen Geflüchteten und den speziellen Herausforderungen auf sozialer und individueller Ebene beschäftigen.
- Einbindung in angemessene Bildungs- und Berufsperspektiven vor dem Hintergrund der individuellen Ressourcen des jeweiligen Jugendlichen.
- Konsequenter systematischer Erlern der deutschen Sprache unmittelbar nach der Einreise, insbesondere auch unabhängig von den Erfolgsaussichten eines Asylverfahrens.

- Begegnungsmöglichkeiten mit deutschen Jugendlichen im Alltag.

Frau Ulrike Schwarz (Bundesfachverband unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, Berlin) berichtete über die heutigen sozialen und pädagogischen Herausforderungen und Hindernisse bei der Familienzusammenführung in Deutschland. Die unbegleiteten Flüchtlinge sehen sich den Erwartungen ihrer Familien stark verpflichtet, so dass das Thema Familienzusammenführung ihren Alltag bestimmt. Aufwendige und langwierige Asylverfahren mit ungewissem Ausgang nehmen die psychosozialen Kapazitäten der Jugendlichen stark in Anspruch. In der Konsequenz kann es zu Rückschritten in ihrer Integration und/oder einer Abwärtskurve in der schulischen Entwicklung kommen, teils nehmen auch Aggressions- und Verhaltensstörungen zu. Zudem berichtete sie von mehreren Fällen, in denen Minderjährige versucht haben, in die Kriegsgebiete zurückzukehren, um wieder mit ihrer Familie zusammenzuleben. Eine erfolgreiche Familienzusammenführung ist vor allem dann trotz vieler Herausforderungen gewährleistet, wenn die Jugendämter unmittelbar nach Ankunft der Angehörigen die Hilfen gewähren, den Minderjährigen in seiner Verantwortung für die Integration der Familie zu unterstützen. Gleichzeitig kam sie zu dem Schluss, dass sich die Minderjährigen einerseits und die Familien andererseits in unterschiedliche Lebensrealitäten wiederfinden: der Minderjährige lebt nun innerhalb des deutschen Systems und die Familie ist auch noch weiterhin in dem Land und dem Konflikt, aus dem sie kürzlich flohen, verwurzelt.

Herr Hans Hansen (Stiftung JOB GmbH, Potsdam) sprach über praktische Erfahrungen in der Begleitung von minderjährigen Flüchtlingen und Familienarbeit. Seiner Erfahrung nach suchen nur wenige junge Menschen eine Familienzusammenführung. Die Gründe dafür liegen zum einen an den komplizierten Anforderungen des Asylrechts, aber auch daran, dass die Motive für die Einreise nach Deutschland oft unterschiedlich sind. Die meisten Jugendlichen haben Kontakt zu ihrer Familie. Auch wenn beispielsweise die Eltern keinen Zugang zu sozialen Medien haben, werden Kontakte über Nachbarn oder andere Familienmitglieder aufrechterhalten. Diese Kontakte sind für die meisten Jugendlichen sehr wichtig: Sie bedeuten eine emotionale Unterstützung und helfen bei der Orientierung im neuen Land. In anderen Fällen bringen diese Kontakte aber auch Probleme mit sich. Die folgenden Fragen ergeben sich laut Herrn Hansen aus der Praxiserfahrung:

- Wie intensiv soll oder kann man mit den Jugendlichen an ihrer Biografie arbeiten (Fluchtgeschichte, kultureller Hintergrund, traumatische Erfahrungen ...)?
- Müssen wir einen direkten Kontakt zu den Eltern herstellen - und wie können wir das erreichen?

- Welche Referenzen aus der Geschichte können wir machen, um die Jugendlichen besser zu verstehen und zu unterstützen?

Frau Jessica Michel (Sozialarbeiterin für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge) zeigte in vier individuellen, anonymisierten Fallstudien von unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen eindrucksvoll die entscheidende Beziehung zwischen jungen den Minderjährigen und ihren Familien. Sie lieben, respektieren und ehren ihre Familie. Auf Grundlage narrativer Interviews, die Frau Michel durchgeführt hat, kam sie zu dem Schluss, dass die Familie das wichtigste Thema im Leben der Jugendlichen ist. Die jungen Flüchtlinge wissen jedoch auch, dass Verstöße gegen die individuellen Familienregeln bestraft werden können, beispielsweise durch Ausschluss aus der Familie. Trotzdem unterstreichen sie die positiven Seiten. Sie wissen, dass die Familie zusammenhält. Für die jungen Flüchtlinge hat die Familie eine ganz andere Position, nicht nur weil sie oft viel größer ist als in unserem westlichen Verständnis. Auch entfernte Cousins gehören zur nahen Familie. Die Familie ist sehr speziell und den jungen Flüchtlingen heilig. Die Gefühle der jungen Flüchtlinge für ihre Familien lassen sich in drei Worten beschreiben: Ehre, Respekt, Glauben. Sei es ihre eigene Familie oder die Ersatzfamilie in den neuen Unterkünften, sie wird immer geliebt, respektiert und geehrt.

Dr. Ruth Amir (Yezreel Valley College, Israel) referierte zum Thema Kindersoldaten. Sie führte aus, dass diese „komplexe Opfer“ sind. Sie lassen sich nicht in die Kategorien bzw. traditionellen Vorstellungen von Kindern/Kindheit und Unschuld oder eine die Täter-Opfer-Dichotomie einordnen und ihre Strafverfolgung ist eine juristische Herausforderung. Sie führte dies am Beispiel von Dominic Ongwen aus, einem der fünf Anführer der in den 1980er Jahren gegründeten Terrororganisation *Lord's Resistance Army* in Uganda. Er wurde durch den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag wegen 70 Vergehen angeklagt, u. a. wegen Kindesentführung und deren Missbrauch als Kindersoldaten oder Sexsklaven. Ongwen selbst war gerade zehn Jahre alt, als er auf dem Schulweg von der *Lord's Liberation Army* entführt wurde. Er wurde als Kindersoldat und ausgebildet und trainiert, musste andere verstümmeln, lernte zu plündern und zu vergewaltigen. Was die Rehabilitation dieser ehemaligen Kindersoldaten betrifft, so spielt deren Familie eine bedeutende Rolle, damit diese mit Gewalt und traumatischen Erfahrungen zu leben lernen. Insbesondere die Familie, die Akzeptanz in der Gemeinschaft und die Einbindung in rehabilitative Maßnahmen kann traumatische Erfahrungen ausgleichen.

Schlussfolgerungen

Der Holocaust bzw. die Shoah sind eines der am besten erforschten Ereignisse in der Geschichte, obwohl es noch viele Desiderata und blinde Felder gibt. Es birgt ein großes Potenzial für die heutige Zeit, dass internationale Hilfsorganisationen im Zuge des Zweiten Weltkriegs Leitlinien, Strategien und Methoden für die Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen entwickelt haben. Deren Ausarbeitung war mit von großen Herausforderungen konfrontiert, ihre Entwicklung war ein historischer Prozess. Trotz unterschiedlicher politischer, kultureller und sozialer Rahmenbedingungen gibt es zwischen den kriegstraumatisierten und geflüchteten Kindern und Jugendlichen damals und heute Parallelen: Verlust ihrer und Trennung von ihren Familien, eine zwangsweise, frühe Unabhängigkeit, Misstrauen gegenüber Erwachsenen, eine große Abhängigkeit von der Hilfsbereitschaft von Fremden, das Gefühl, nicht willkommen zu sein. Aus diesem Grund ist es das Ziel des Organisationsteams, Best-Practice-Modelle aus der Vergangenheit für die heutige Welt systematisch zu aufzuarbeiten.

Referentinnen/Referenten sowie Moderation des Workshop „Children in Crisis III“

1. Dr. Verena Buser, Fachhochschule Potsdam und Western Galilee College, Akko / Israel
2. Dr. Boaz Cohen, Holocaust-Studienprogramm, Western Galilee College, Akko / Israel
3. Prof. Dr. Stefan Thomas, Fachhochschule Potsdam
4. Frau Shir Gideon, Sprecherin der israelischen Botschaft in Berlin
5. Frau Yasemin Soytemel, Fachhochschule Potsdam
6. Dr. Tehila Darmon Malka, Ben Gurion University of the Negev, Israel
7. Frau Ulrike Schwarz, Bundesfachverband unbegleitete minderjährige Flüchtlinge Berlin
8. Frau Teresa Wigand, Caritas Jugendmigrationsdienst Fürstenwalde
9. Frau Ulrike Schwarz, Bundesverband für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge
10. Frau Jessica Michel, Sozialarbeiterin und unabhängige Wissenschaftlerin, Fürstenwalde
11. Herr Hans Hansen, Stiftung JOB GmbH Potsdam
12. Dr. Karolina Panz, Institut für angewandte Sozialwissenschaften der Universität Warschau (konnte wegen Krankheit nicht teilnehmen)